OFFEN REDEN KÖNNEN ÜBER DAS, WAS MICH BEWEGT
PREDIGT AM 25. SONNTAG IM JAHRESKREIS LJ B

Liebe Schwestern und Brüder,

Immer wieder habe ich es – z.B. in meinem Urlaub – erfahren dürfen: Wenn man miteinander unterwegs ist – und es nicht allzu steil bergauf geht – lassen sich beim Wandern gute Gespräche führen. Man hat Zeit, ist entspannt, kann mal über Belangloses reden, dann aber auch mehr oder weniger unversehens bei sehr persönlichen Themen landen.

Jesus war in den Augen seiner Zeit ein Wanderrabbi. Er zog mit seinen Jüngern von Ort zu Ort, blieb eine Weile, predigte, heilte und zog dann wieder weiter. Zeit für viele gute Gespräche – möchten wir meinen.

Und so klingt es ja auch in unserem heutigen Evangelium[1] an. Jesus zieht mit seinen Jüngern durch Galiläa. Er will dabei mit ihnen allein sein, weil er etwas mit ihnen zu besprechen hat, was ihm sehr am Herzen liegt. Das sollte doch wohl möglich sein. Aber so einfach war es nicht.

Beim Betrachten des Textes bin ich an zwei scheinbar beiläufigen Bemerkungen hängen geblieben: Jesus also versucht, seinen Jüngern etwas sehr wichtiges im Blick auf sein Leben und Sterben zu erklären. *„Sie aber verstanden den Sinn seiner Worte nicht, scheuten sich jedoch, ihn zu fragen.“* (Vers 32) Einen Vers später scheut Jesus sich allerdings nicht, seine Jünger zu fragen, worüber sie unterwegs gesprochen haben. *„Sie schwiegen, denn sie hatten unterwegs darüber gesprochen, wer von ihnen der Größte sei.“* (Vers 34)

Dieses Gesprächsverhalten der Jünger hat mich stutzig gemacht. Wobei von Gespräch gar nicht die Rede sein kann. Denn diese gestandenen Männer sprechen hier ja gerade nicht. Sie kriegen den Mund nicht auf – einmal, weil sie sich scheuen oder fürchten, wie man auch übersetzen kann; das andere mal, weil es ihnen schlichtweg peinlich ist zuzugeben, worüber sie gesprochen haben. Furcht und Scham lassen die Apostel verstummen.

Nicht nachfragen, nichts sagen oder um die Sache herum reden, weil ich mich fürchte, mich scheue oder mich schäme, wenn mir das Ganze furchtbar peinlich ist – ich kenne das sehr gut von mir selbst und erlebe es immer wieder bei anderen Menschen, die mir begegnen oder die ich beobachten kann. Es gibt viele Situationen, in denen so ein Verhalten menschlich und verständlich ist. Aber es ist nicht hilfreich. Es kann lähmen und blockieren und sich wie Mehltau auf eine Beziehung legen: in Ehe und Familie, in einer Ordenskommunität, unter Freunden, am Arbeitsplatz. Da kann es sich lohnen, diesem Phänomen einmal nachzugehen, es zu ergründen und nach Auswegen zu suchen.

Was hier den Jüngern und uns bei vergleichbaren Gelegenheiten den Mund verschließt, ist letztlich Angst. Schauen wir auf die erste Situation: Jesus spricht davon, dass er ausgeliefert und getötet wird. Das allein genügt doch schon, um Angst auszulösen: Was kommt da auf Jesus, was kommt auf uns, auf mich ganz persönlich zu? Will ich das wirklich so genau wissen? Solche Fragen werden den Aposteln durch den Kopf gegangen sein. Und wir heute: Will ich wirklich so genau wissen, wie es um meine Gesundheit steht, um meinen Arbeitsplatz, um die Zukunft des Euro, die Konsequenzen der Flüchtlingsproblematik? Oder wie es weitergeht mit der Kirche, mit den Gemeinden, den klösterlichen Gemeinschafen? Wenn ich Jesus danach fragen und eine klare Antwort erhalten könnte – würde ich es tun? Oder hätte ich viel zu viel Angst vor der Antwort? Wäre es nicht angenehmer, all das zu verdrängen und das Thema zu wechseln?

Es kann aber auch noch eine andere Befürchtung mitschwingen: Darf ich überhaupt nachfragen, ohne dass es dem Gegenüber unangenehm wird. Wenn ich weiß, da ist jemand schwer krank – will der oder die überhaupt darüber reden?

---

[1] Mk 9,30-37

Darf ich am Sterbebett darüber sprechen, dass es nun bald zu Ende geht. Allgemein: Darf ich das, was einen anderen belastet, aufgreifen und vertiefen, oder gehört es sich nicht vielmehr, diskret darüber hinweg zu schweigen?

Nehmen wir noch kurz die zweite Situation dazu: *Wer von uns ist der Größte?* Wen hat der berühmte Rabbi am meisten lieb? Wie stehe ich da vor anderen, bin ich wichtig, hat mein Leben für andere eine Bedeutung, werde ich angenommen und geliebt?

Das sind doch menschliche und berechtigte Fragen. Darf man darüber nicht sprechen? Ist es peinlich zuzugeben, solche Gedanken zu haben? Und wieder kommt die Angst ins Spiel. Es ist die Angst, nicht den Erwartungen zu entsprechen, etwas Dummes zu sagen und dafür getadelt oder ausgelacht zu werden. Was denken dann die anderen von mir?

All diese Ängste belasten das menschliche Miteinander. Sie können aber auch unsere Beziehung zu Gott, z.B. im Gebet belasten. Bei der Begleitung von Exerzitien nehme ich immer wieder wahr, dass viele Exerzitanten sich schwer damit tun, direkt mit Gott oder Jesus zu sprechen. Sie reden im Begleitgespräch über die betrachteten Bibelstellen, sie reden auch über Gott und ihr Verhältnis zu ihm. Ignatius aber fordert mehrfach dazu auf, direkt mit Gott, mit Jesus, auch mit Maria zu sprechen. Bei Jesus fügt er sogar noch dazu: „Wie ein Freund mit einem Freund“. Und da tun sich viele offenbar sehr schwer. Nicht, weil sie nicht an Gott glauben würden, sondern weil sie sich scheuen und weil ihnen vieles, was sie zu sagen hätten, einfach peinlich ist.

Alle diese Befindlichkeiten greift Markus auf und macht uns Mut, indem er sagt: Selbst den Aposteln damals ging es genau so! Da seid ihr in bester Gesellschaft! – Aber dabei bleibt es nicht. Jesus zeigt Wege auf, die aus der Enge der Angst in die Weite führen. Und das ist eine der Botschaften, die uns Markus heute vermitteln will.

Jesus macht seinen Jüngern deutlich: Vor Gott braucht ihr nicht groß und wichtig und bedeutend zu sein. Und es braucht euch nicht peinlich zu sein, wenn ihr irgendetwas nicht versteht. Der letzte Platz ist vor Gott mindestens genauso wertvoll wie der erste.

Als Zeichen dafür stellt Jesus ein Kind in die Mitte und nimmt es in die Arme. *„Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet...“* sagt er an anderer Stelle. (Mt 18,3) Und er preist Gott dafür, dass er *„all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart“* hat. (Mt 11,25) Das Kind ist ein Symbol für das „unschuldige“, das unverstellte Leben. „Kinder und Narren sagen die Wahrheit“ heißt es im Sprichwort. Kinder halten nicht den Mund, falls man ihnen das Reden nicht verbietet. Sie fragen nach, wenn sie etwas nicht verstehen – auch wenn sie damit nerven; sie sagen die Wahrheit im Blick auf das, was sie wahrnehmen – und wenn es für die Erwachsenen auch noch so peinlich ist. Sie sind noch nicht „groß“, haben noch nichts vorzuweisen, haben keine Macht. Jesus identifiziert sich mit diesem Kind und damit, was es verkörpert. *„Wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf … und den, der mich gesandt hat.“* (Vers 17) Hier geht es nicht nur darum, ggf. ein Kind zu adoptieren, sondern auch und für uns hier und heute zuerst darum, das Kindliche anzunehmen, auch und gerade in uns selbst.

Die Haltung, die Jesus hier meint, kann und darf nicht von außen verordnet oder gar erzwungen werden. Sie ist eine Einladung an je mich selbst. Ich kann meine Ängste und Zwänge überwinden, indem ich mich nicht überfordere, sondern meine wahre Größe erkenne und annehme. Ich darf sein, wie ein Kind: ehrlich und unverstellt. Was ich weiß oder nicht weiß, verstehe oder nicht verstehe, was ich fühle und was mich bewegt, braucht mir nicht peinlich zu sein. Ich kann dazu stehen und darf offen darüber sprechen – vor allem mit Gott. Und wenn ich dem Geist Jesu Raum gebe, kann ich erkennen, dass mehr Freiheit im Dienen liegen kann als im Herrschen.

So kann ich immer mehr zu mir selber und zu Gott finden in der Freiheit der Kinder Gottes.

AMEN

© Pfr. Walter Mückstein